



**Lothar Rumold: „One Look is Worth a Thousand Words oder:  
Kunstwerke wegtexten. Ein romantisches Versteckspiel“**

4  
„Was ihm die Schrift nicht sagen kann / Das ist das G'mäl' für den g'meinen Mann.“  
(Ferdinand Kürnberger, 19. Jahrhundert)

„One Look is Worth a Thousand Words.“  
(Fred A. Barnard, 1921)

„Die Sprache ist das verdrängte Unbewusste des Bildes - das Sprachbegehren,  
dessen sichtbare Grimasse das Bild darstellt.“  
(Boris Groys, 2007)

„Zu Beginn der Geschichte (also um 1500 v. C., als das Alphabet erfunden wurde) gingen die Texte gegen die Bilder vor, um diese zu erzählen, und damit weg zu erklären. (Das historische Bewusstsein, damals nur einer kleinen Schicht von Litterati verfügbar, engagierte sich gegen das magisch-mythische Bewusstsein der Menge.)“ (Vilém Flusser: „Krise der Linearität“, 1988)

Vilém Flusser versteht Geschichte als den Prozess fortschreitenden sprachlichen Begreifens. Im Medium der Schrift werde die bildhafte „Zone des Imaginären, des Magischen und Rituellen“ begrifflich expliziert. Der Text „reißt uns aus den Bildern heraus, die in unserem vorschrittlichen Bewusstsein die Welt und uns selbst darin bedeutet haben.“ Beim Schreiben gehe es „um ein Transcodieren des Denkens, um ein Übersetzen aus den zweidimensionalen Flächencodes der Bilder in die eindimensionalen Zeilencodes, aus den kompakten und verschwommenen Bildercodes in die distinkten und klaren Schriftcodes, aus Vorstellungen in Begriffe“, heißt es in Vilém Flussers 1987 erschienenem Essay über die Schrift. Und an anderer Stelle: „Kritik der Bilder ist im Grunde ein Transkodieren von Fläche zu Zeile.“

Im Rahmen der Ausstellung „SpielART“, die vom 17. Juni bis zum 20. Juli 2008 im Karlsruher Regierungspräsidium am Rondellplatz stattfand, kam es unter dem Vorwand eines „romantischen Versteckspiels“ zu einer womöglich ernst zu nehmenden ikonokla(u)st(r)ischen Intervention. „Wegerzählt“ oder „wegerklärt“ wurden dabei insgesamt zehn Kunstwerke der Ausstellung – eins nach dem anderen für jeweils drei Tage.

Jeweils drei Tage lang (die Ausstellung dauerte insgesamt dreißig Tage) wurde ein vom Versteckspielleiter ausgewähltes Exponat in einen für diesen Zweck bereitgestellten Schrank gehängt. Sich auf die Etymologie seines Begriffs besinnend erwies sich das Möbelstück als bewegliches Gut und wanderte durch die Ausstellung. Neunmal wechselte es den Standort, um sich möglichst in der Nähe des Herkunftsortes seines jeweiligen Inhalts zu befinden.

Wo Bildwerk war, konnte Schriftstück werden. Das kollektive „verdrängte Unbewusste“ der Bilder und Objekte von Helmut Binninger, Monika Fulda, Gabriele Goerke, Christoph von Haussen und Rolf Linnemann, Tim Stefan Heger, Ingolf Jännsch, Dorothea Panhuyzen, Marja Scholten-Reiners, Gisela Späth und Valentin Vitanov kam zu Wort in Gestalt einer Erzählung des Schweizer Autors Jürg Amann: „Hardenberg – Romantische Erzählung nach dem Nachlaß des Novalis“, zuerst erschienen 1978, aufgeteilt in zehn Abschnitte mit jeweils ca. 1.250 Wörtern.

Der vorliegende Spielbericht dokumentiert, welche Bilder oder Objekte in welcher Reihenfolge durch welche Textpassagen ersetzt wurden. Die Segmentierung des vollständig wiedergegebenen Originaltextes und die blockartige Präsentation ist Teil der Inszenierung und entspricht nicht dem ursprünglichen Erscheinungsbild der Erzählung.

Das verdrängte Unbewusste des Bildes kommt im Text zur Sprache. Das verdrängte Unbewusste des Textes taucht auf in anderen Texten. Wenn die Beziehung zwischen den „weggetexteten“ Werken und Jürg Amanns Erzählung weitgehend dunkel und rätselhaft bleibt, heißt das nur, dass wir mit unseren Weg-Erklärungen und Übersetzungen, mit unseren Kritiken und analytischen Explikationen vorläufig noch an kein Ende gekommen sind.

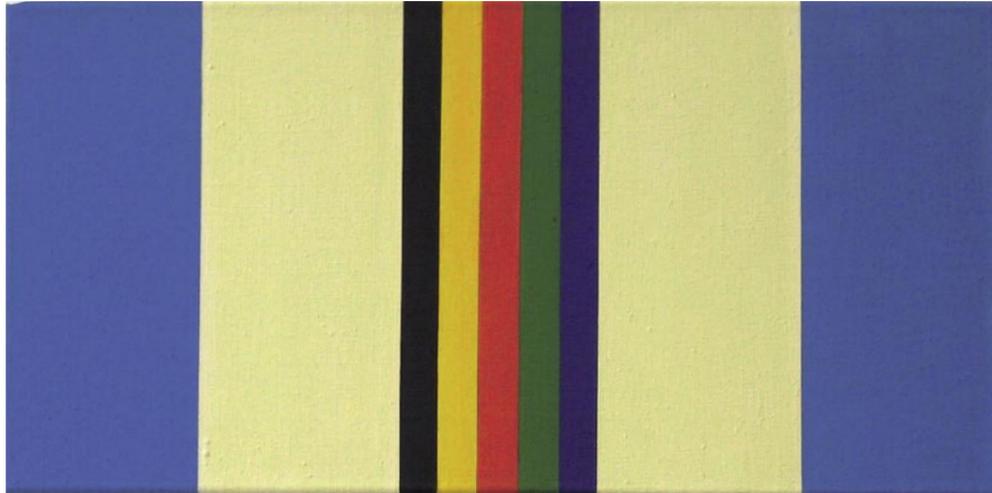
Lothar Rumold

5  
Ich danke Helmut Binninger, Monika Fulda, Gabriele Goerke, Christoph von Haussen, Tim Stefan Heger, Ingolf Jännsch, Rolf Linnemann, Dorothea Panhuyzen, Marja Scholten-Reiners, Gisela Späth und Valentin Vitanov für Ihre spontane Bereitschaft, sich auf mein Versteckspiel einzulassen. Ich danke Jürg Amann für die Erlaubnis, seinen „Hardenberg“ die Rolle des verdrängten Unbewussten der Bilder spielen zu lassen und seine Erzählung sowohl in der Ausstellung als auch in dieser Dokumentation zu veröffentlichen. Und nicht zuletzt danke ich Markus Jäger für seine Unterstützung bei der Herstellung dieses Heftes.



I. „Ich habe mir ein Mädchen gewählt. Es ist ein Fräulein von Kühn.“  
Novalis. Frühreif. Will allen gefallen. Gehorsam und Furcht vor dem Vater. Ihre Dezenz, ihre unschuldige Treuherzigkeit. Ihr Starrsinn und ihre Schmiegsamkeit gegenüber Leuten, die sie fürchtet oder die sie einmal schätzt. Ihr Betragen in der Krankheit. Ihre Launen. Wovon spricht sie eigentlich am liebsten? Gegen Freunde ist sie immer artig, wohlthätig. Hang zum kindischen Spiel. Hängt sich an Frauen. Ihre Urteile, Gesinnungen. Ihr Aufzug. Beim Tanz. Geschäftig im Hause. Liebt die Geschwister. Feinheit des musikalischen Gehörs. Lieblinge. Geschmack, Religion. Freier Lebensgenuß. Liest sie übrigens gern? Hang zu weiblichen Arbeiten. Sie will nichts sein. Sie ist etwas. Ihr Gesicht, ihre Figur, ihr Leben, ihre Gesundheit, ihre Bewegungen, ihre Sprache, ihre Hand. Sie macht sich nichts aus Poesie. Ihr ruhiges Betragen gegen andere. Offenheit. Scheint aber zur wirklichen Reflexion noch nicht gekommen zu sein. Noch zu jung, noch zu sehr Kind dazu. Mit wem ist sie eigentlich bisher umgegangen? Wo ist sie gewesen? Was hat sie gesehen? Was ißt sie gern? Das scheue Betragen manchmal. Ihre Angst vor der Ehe. Man muß sie wohl nach ihren Eigenheiten fragen. Auch ihre Mutter vielleicht. Ihre Art sich zu freuen und zu betrüben. Was ihr am meisten an Menschen und Sachen gefällt. Ist ihre Fraulichkeit erwacht? Was sagt sie zu anderen Mädchen? Ihr Tabakrauchen. Ihre Anhänglichkeit an die Mutter, früher, als Kind. Die Anekdote über den Vater. Die Konfirmation. Einmal hat sie von der Mutter Schläge gekriegt. Ihre Gespensterfurcht. Drei Ritter ritten ums Tor herum. Wie sie ein Dieb hat halten wollen. Ihr Gesicht bei Zoten. Ihre Gabe nachzuahmen. Ihre Wirtschaftlichkeit. Sonstige Urteile: sie ist mäßig wohlthätig, irritabel-sensibel. Ihr Hang, gebildet zu sein. Ihre Abscheu vor Klatsch und Gewäsch. Ihr Achten auf fremde Urteile. Beobachtungsgeist. Kinderliebe. Ordnungssinn. Auch Herrschsucht zuweilen. Und leidenschaftliche Sorgfalt in dem, was sich schickt. Zuviel Liebe drückt sie oft. Sie ist kalt und durch und durch. Ungeheure Vorstellungs- und Verbergungsgabe wie bei allen Frauen. Feinsinn und sehr viel Takt. Ihre Natur scheint uns Kunst, unsere Natur scheint ihr Kunst zu sein. Frauen sind geborene Künstlerinnen. Sie individualisieren, Männer universalisieren. Sie glaubt an kein künftiges Leben, aber an die Wiederkehr alles Lebendigen. Sie kann zu große Aufmerksamkeit nicht leiden und nimmt doch Vernachlässigung übel. Verbirgt ihre Wunde vor allen. Liebt den Wein. Ißt gern Kräutersuppe, Rindfleisch und Bohnen. Sie liebt die Komödie, fürchtet sich vor Spinnen und Mäusen. Läßt sich nicht duzen. Denkt mehr über andere nach als über sich selbst.  
II. „Daß ich nicht mehr lebte wie ein verzweifelter Spieler, dessen ganzes Wohl und Weh davon abhängt, ob ein Blütenblatt in diese oder jene Welt fällt.“ Novalis. Es ist für mich eine traurige Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß Sophie nicht mehr ist. Ich bin aus Grüningen mit der fast apokalyptischen Gewißheit weggegangen, daß Sophie nur noch wenige Tage zu leben habe. Wenn ich nur immer weinen könnte, aber ich bin in einer schlaffen, angstvollen Gleichgültigkeit, die mir jede Faser lähmt. Es ist eine Verzweiflung in mir, deren Ende ich nicht absehe. Der Ekel, den mir alles, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, einflößt, ist unbeschreiblich. Mein Kopf ist im wüstesten Zustand. Wenn ich kann, so schlafe ich. Acht Tage vor ihrem Tod verließ ich sie, mit der festen Überzeugung, sie nicht wiederzusehen. Es war über meine Kräfte, die entsetzlichen Kämpfe der unterliegenden Jugend ohnmächtig mitanzusehen. Es ist Abend um mich geworden, während ich noch in die Morgenröte hineinsah. Meine Trauer ist grenzenlos wie meine Liebe. Es ist Abend geworden, und es ist mir, als würde ich früh weggehen, und da möchte ich doch gern ruhig werden, ganz in ihrem Geiste möchte ich leben, sanft und gutmütig sein, wie sie es war. Die Stunden

des bittersten Schmerzes sind vorüber. Schon mehr bin ich an den Anblick, das Dasein, an das Gefühl der Leere, an die Erinnerung ehemaliger schöner Zeiten gewöhnt. Meine Versteinerung geht schnell, wie denn das Übel bei mir immer so rasch gekommen ist wie das Gute langsam. Der Schmerz hat mein Gedächtnis gelähmt, das mich am meisten quälte, weil es mich gewaltsam anzog. Nicht mehr so erschütternd stehn die lieblichen Bilder unseres ersten Bekanntwerdens, die Schatten meiner Träume, die rührenden, aber so sicheren und hoffnungsvollen Szenen aus ihrer Krankheit vor mir auf. Die peinigende Unruhe, solange ich wußte, daß sie noch litt, bereitete in mir diesen stilleren Zustand vor. Sie wissen, wie es schwächlichen Leuten geht: sie genießen nicht einmal die bitteren Freuden der Wehmut. Wenn die ersten Tränenkrämpfe vorbei sind, so empfängt sie das matte Bewußtsein einer gleichgültigen Gegenwart, vergebens ist ihre Sehnsucht nach den sanften Tränen des Nachwehs. Mir wäre recht wohl, wenn ich so immer still weinen könnte. Aber ich bin wie im Traum. Ich begreife so wenig von den Dingen um mich her, es geht alles so beängstigend gewöhnlich vor sich hin, daß ich mich frage: Ist es denn auch alles wahr? Du bist doch nicht im Wahnsinn? Damals, als ich halbtot von ihr weg in den Garten lief und sie nicht lebendig wiederzufinden glaubte, als der Zufall, der ihr Leben enden sollte, so ganz nahe war, war ich völlig zerbrochen, wie ich mir einbildete. Tiefer konnte die Wunde nicht werden, nur schmerzhafter. Der Abschied von ihr bleibt mir ein immerwährendes Rätsel. So sehr mich die Erinnerung daran noch drückt, so sonderbar heiter war er wirklich. Sowie die Pferde angespannt waren und ich meinen Hut nahm, waren Tränen und Kummer ganz weg. Mein Herz schlug ruhig, ich umarmte sie lange und warm, sie bat mich wiederzukommen, bestellte noch Grüße an alle, und ich war still und heiter. Unbegreiflich froh sah ich die Gestalt noch einmal an, wie ich rückwärts aus dem Zimmer ging, und so blieb es noch einige Zeit, als ich schon fort von ihr fuhr. Für das Lebendige ist kein Ersatz. Eins habe ich gewonnen, die feste Hoffnung, sie nicht verloren zu haben. Doch würde mich diese Hoffnung mehr stärken, wenn sie nur zuweilen sich mir offenbarte, mich aufrichtete mit einem liebevollen Blick. Ich gebe diese Hoffnung auch nicht auf. Sie hängt mit einer anderen zusammen, über die ich vielleicht später schreiben werde. Um Tote weht der Geist des ewigen Friedens, und dieser Geist der Eintracht, Sanfttheit und Liebe soll mich auch umwehen. Denn was fehlt mir zum Toten, bin ich nicht so gut wie gestorben? - Trost, sagt man, kann nur die Zukunft geben. Ja, die wahre Zukunft, nicht die wenigen übrigen mühevollen Jahre oder Tage. Der plötzliche Tod auch meines Bruders Erasmus hat eher eine wohlthätige als eine nachhaltige Wirkung auf mich gehabt, meine Kräfte eher vermehrt als vermindert. Die Blüten des lieben Kranzes lösen sich einzeln hier auf und setzen sich dort schöner und ewiger wieder zusammen. Sie können sich denken, wie es mir in dieser Gegend, in die ich nach meiner Flucht zurückgekehrt bin, zumute ist. Dennoch habe ich eine geheime Freude, ihrem Grab so nah zu sein. Übrigens zieht es mich immer näher, und dieses Ziehen an mir macht mir jetzt manchmal mein ganzes Glück. Es ist ein freundlicher Platz, wie man mir sagt, mit einem einfachen weißen Gatter verschlossen, abgelegen und hoch. Es ist noch Raum da. Das Dorf lehnt sich mit den blühenden Gärten um den Hügel her, und an einigen Stellen verliert sich der Blick in weite blaue Fernen. Mein Herbst ist da, und ich fühle mich so frei und stark, daß vielleicht noch etwas aus mir werden kann. Soviel versichere ich, daß mir ganz klar geworden ist, ihr Tod ist ein Glück, ein Schlüssel zu allem. Nur so konnte manches so rein gelöst werden, nur



so manches Unreife reifen, die Kluft der Jahre sich schließen und unsere Liebe ewig sein. Die Sehnsucht nach der toten Geliebten ist stärker als die Liebe zu der lebendigen. Sie hat um ihren Tod gewußt. Ein sanfter Schmerz hat sie mit einemal aller Last enthoben. Ihr unbemerkt, ist ihr Körper schon Tage vorher fast in völlige Auflösung übergegangen, die letzte Nacht phantasierte sie, wie man mir erzählte. Auf einmal habe sie den Kopf geschüttelt, gelächelt und gesagt: Ich bin närrisch, ich bin zu nichts mehr nütze auf der Welt, ich muß jetzt fort. Auch ich bin's. Mein Gott. Das Beste in mir zieht sich zusammen, das übrige zerfällt in erbärmlichen Staub. Ich bin zufrieden mit der Ruhe, die mich jetzt umgibt. Ich fühle eine Kraft, die über den Tod erhebt. Einheit und Gestalt hat mein Wesen angenommen. Es keimt eine Zukunft in mir. Diesen Sommer will ich recht von Herzen genießen, tätig sein, mich recht in Liebe und Begeisterung stärken. Krank will ich nicht zu ihr kommen, sondern im vollen Gefühl der Freiheit. Glückselig wie ein Zugvogel sein. Schon sind die Farben heller auf dem dunklen Grund, der Morgen naht, das verkünden die Träume. Man ist dem Erwachen nah, wenn man davon träumt zu träumen. Wie entzückt werde ich ihr erzählen, wenn ich nun aufwache und mich in der alten, längst bekannten Urwelt finde und sie vor mir steht: Ich träumte von dir, ich hätte dich auf der Erde geliebt. Du starbst. Und da wahrte es noch ein ängstliches Weilchen, bis ich dir folgte. III. „Den 15. März sagte sie mir zum ersten Mal, daß sie mein sein wollte. Den 17. März war sie geboren. Den 19. ist sie gestorben. Den 21. erhielt ich die Nachricht. Sollte ich da nicht ahnen dürfen, daß ich am 23. ihr nachsterbe?“ Novalis. Am 18. April 1797 erwachte Hardenberg in erregtem Zustand. Er blieb noch eine Weile im Bett liegen, erging sich in ausschweifenden Gedanken über Sophie und sich und stand dann auf. Er hatte sich für die erste Zeit im Haus einer bekannten Familie in Tennstedt eingenistet, um in spürbarer Nähe zu Grüningen zu bleiben und doch nicht in Grüningen selbst zu sein, wohin er nach seinem ruhigen Abschied nicht mehr zurückkehren wollte. Im weitläufigen Garten dieses angenehmen Hauses verbrachte er die meiste Zeit, allein oder in Gesellschaft, wenn er sich nicht in seinem Dachzimmer einschloß oder Spaziergänge in die nähere Umgebung unternahm, welche eine sanfte Hügellandschaft war, allseits offen und nur durch kleine Wälder hie und da den Blick in die weitere Ferne verstellend. Auf diesen Gängen durch die Gegend oder im Garten ließ er in Ruhe all die Gedanken zusammenkommen, die sich dann Abend für Abend nach und nach in seinen Heften sammelten und zu einem Ganzen verbanden. Auch diesen Morgen verbrachte er draußen mit Philosophieren, er wurde dabei leicht und heiter, und allmählich bekam sein anfängliches Schweifen eine Richtung, nach der hin alles mehr und mehr sich drängte, was er, verdeckt oder bewußt, mit sich herumtrug. Sein Träumen richtete sich aus, formte sich zu Gedanken, und alle Gedanken wieder sammelten sich zu einem einzigen. Der Nebel war durchdrungen. Klar und deutlich und gefasst stand plötzlich der Vorsatz da, als eine Offenbarung fast: Nachsterben. Das alles in Sekundenschnelle entschieden, kostete viel Kraft. Hardenberg fühlte sich schwach und war froh, Moritz, den Sohn des Hauses, zu treffen, der ihn zum Mittagstisch rief. Bei Tisch und nachher war er wie gewöhnlich gesprächig und ließ sich nur allzu gern anstecken von der allgemeinen Heiterkeit vor allem aber der Frauen. Später las er etwas im „Wilhelm Meister“. Dabei beruhigte er sich wieder. Eine Stelle lenkte seine Gedanken auf ihn selbst zurück, er ging hinauf ins Zimmer und versuchte, etwas an den Erinnerungen zu schreiben, die er sich vorgenommen hatte, mit denen er aber nicht so recht vom Fleck kommen konnte. Auch

jetzt war er eigentlich nicht aufgelegt zum Denken und Arbeiten, schien es überhaupt am Nachmittag nie zu sein. Die Gesellschaft hinderte ihn daran, auch wenn er sich aus ihr entfernte und oben von ihr nichts mehr zu hören war. Es genügte schon zu wissen, daß es sie gab, auch wenn man sich ihr entzogen hatte. Bald legte er die Feder weg. Am nächsten Morgen schlief er weit in den Tag hinein, was eine seiner Gewohnheiten war, und erwachte doch gänzlich unausgeschlafen. Der Entschluß von gestern schwankte wieder, ging schließlich über in eine Form allgemeinerer Philosophie, die nur durch das Essen für zwei Stunden unterbrochen wurde. Um 2 Uhr ging er schon wieder hinauf, um in einigen älteren Notizen herumzukramen. Schließlich war er es leid, spürte, wie wenig er wirklich bei der Sache sei, und ging etwas spazieren, um sich zu sammeln. Als er zurückkam, reichte die Kraft aber nur zur Erledigung einiger aufgeschobener Briefe, mühsam aus der Feder gepreßt. Nur bei einem, an Julchen, war er etwas berührt. Gegen Abend gingen die jüngeren Frauen noch nach Grüningen. Sie begleiteten Sophies Mutter, die am Nachmittag gekommen war. Hardenberg hatte sie, als er vom Spaziergang zurückkam, schnell gesehen, aber keine Lust gezeigt, in ihrer Nähe zu sein. Als sie gegangen war, nahm er Sophies Porträt aus der Schublade, ging hinunter und zeigte es der zurückgebliebenen Hausherrin. Diese war bewegt. Sie sprachen viel von der Toten. Ruhig und heiter ging Hardenberg endlich zu Bett. Er dachte nun wieder oft an Sophie. Aber nicht mit der Innigkeit, die er von sich erwartete. Mehr waren es sinnliche Phantasien, die ihn beschäftigten, und angenehme Erinnerungen, auch kleinliche manchmal wie an ein Kleidungsstück, das er an ihr besonders geliebt hatte, an einen Ausdruck, eine anmutige Wendung, an ein bedeutsames Heben der Brauen, an ein Lachen oder an ein unverwechselbares Rümpfen der Nase. Wenn er über all diese kleinen Dinge in seine Hefte schrieb, war er für eine Weile zufrieden. Er stellte sie dar mit einer stillen Leidenschaft und im hellsten Licht der Gegenwärtigkeit. Aber all dieses Einzelne wollte kein Ganzes mehr ergeben, je mehr er es in seine Teile und Teilchen zerlegte, säuberlich auseinander und liebevoll, desto mehr verlor er ihr Bild aus den Augen. Manchmal zwang er sich, es in der Vorstellung zu beschwören - er versagte es sich, das Porträt zu Hilfe zu holen -, und da es nicht gelingen wollte oder doch nur unvollständig und beleidigend, wurde er dann oft mutlos, wenn er an seinen Entschluß dachte, und gab sich wieder seinen Phantasien hin, die ihn ablenkten. Auch aß er viel zu viel. Draußen war Frühling, die Luft schon lau, das Leben schoß üppig ins Kraut, er ließ sich noch und noch gehen. Um etwas Halt zu finden, wenigstens in einer Vergangenheit, die gerade bis an den Tag heranreichte, vertiefte er sich abends auf seinem Zimmer oft, bei Kerzenschein, in ältere Briefe, die er von Karoline bekommen und aufgehoben hatte, oder auch in einige an sie, welche säuberlich abgeschrieben unter seinen Sachen lagen. Dabei befand er sich dann wohler, er war nicht ganz allein zurückgeblieben auf der Welt. Oder aber er las vermehrt im „Wilhelm Meister“, der ihn auf manchen Punkt in seiner eigenen Bildung und auf seinem eigenen Weg aufmerksam machte, zuweilen schmerzlich auf ein Versäumnis oder einen nicht mehr gutzumachenden Verlust hinlenkte, ebenso oft aber auch vergangenes Freudiges wieder zum Klingen brachte, etwa eine Freundschaft mit Schlegel, die jetzt an seinem eigenen Starrsinn zu erstarren drohte, oder an seine glückliche Kindheit. An die Eltern dachte er oft mit schlechtem Gewissen, da er gerade ihnen nicht sagen durfte, wo es mit ihm hinauswollte. Dann war ihm manchmal sogar das Lesen zuviel und das Denken und Streifen in der



von Haussen, Christoph / Linnemann, Rolf: „Magic Place No.3“, 2007  
Fotografie, 90 x 60 cm

eigenen Seele, das durch das Lesen unweigerlich immer in Gang kam. Er mischte sich lustlos in die Nachmittagsgesellschaften, fand sogar Spaß daran und geriet ins Feuer des Debattierens und Diskutierens, oft bis spät in die Nacht hinein. Wenn er aber dann zu Bett ging, schlief er gleich ein, weil er ganz leer war. Dann gab es auch Tage, an denen er wieder besser mit sich zufrieden war. Er schrieb viel Gutes auf, kam auch weniger auf streuende Gedanken, und manchmal war es sogar mitten unter den Menschen, in Gesellschaft nach Tisch oder beim Kaffee im Garten in ihm ganz windstill. Er konnte ruhig zuhören, ruhig antworten, ließ sich nicht hineinreißen ins Gespräch, ohne daß er ihm fern gewesen wäre, und war doch in gewöhnlicher Gesellschaftsstimmung, von allen geschätzt, bei vielem um seine Meinung gefragt, und immer und überall höflich über die Etikette hinaus. Der Kopf war ihm in diesen Tagen immer nicht ganz klar, aber er hatte doch manchmal frühmorgens eine selige Stunde, in der ihm alles vor Augen stand, was gewesen war, was sein würde, und daß es gut sei, wenn alles so käme, wie er sich vorgenommen hatte. Seine Liebe zu Sophie erschien ihm wie in einem neuen Licht, von dem er nicht recht wußte, woher es kam. Er nahm sich vor, immer mehr nur noch in ihr zu leben. In ihrem Andenken war es ihm wohl. Abends freilich vergaß er dann oft seinen Vorsatz, ließ sich leicht und gern ablenken von anderen Gästen des Hauses, die, nicht wissend, wie es um ihn stand, oder, wenn sie davon - von den Hausleuten oder sonstwie - vernommen hatten, erst recht freundlich sich zu ihm verhaltend, ihn ins Gespräch zogen, dessen Mittelpunkt er dann allzu oft wurde, wie sehr er selbst sich in seinem Innern dagegen wehrte. Besonders mannhaft fühlte er sich, wenn es ihm einmal, gegen seine eigentliche Natur, gelang, sich aus einer Unterhaltung zurückzuziehen, etwa noch am späten Abend allein hinauszugehen, den Tag mit sich zu überdenken, und dann zu einer Freiheit allem gegenüber kam, was hier so nahe neben ihm lebendig lebte und ihn mit Macht zu halten versuchte. So kam es ihm vor. Wenn er dann unter Bäumen hinging und durch das Laub gedämpft die Stimmen der Gesellschaft zu sich dringen hörte, zu der er selber eben noch gehört hatte, schien ihm alles um ihn plötzlich ganz unwirklich, das weiche, feuchte Gras, das er unter seinen Schritten spürte, die kühle Luft an seinen Schläfen, die Äste über ihm, die Sterne am Himmel, die Stimmen von drüben und die Stimmen in ihm, er selbst kam sich nicht wirklich vor, wie er da, über die Wirklichkeit träumend, durch sie hindurchging. Er fühlte die Nacht mächtig werden um sich und doch ganz leicht bleiben dabei, er stellte sich eine flaumige weiße Feder vor, wie sie zu Boden schaukelte, ohne anzukommen, er fühlte sich erlöst von allem, was ihn sonst band. Ging er in diesem Zustand zurück zu den Menschen, konnten sie ihm nichts mehr anhaben. Einmal erwachte er morgens mit einem lebhaften Eindruck von Sophies Tod. Er sah alles jetzt vor sich, von dem er damals weggeflohen war. Bis in jede Einzelheit sah er sie sterben. Wieder und wieder sah er, wie ihre Augen brachen. Aber jedesmal schien ihm, er habe es doch nicht richtig gesehen, er habe sie noch beseelt gesehen. Aber das Brechen selbst sah er nicht. Lebend sah er sie mit sich über die Hügel rennen, dann ins Kissen gebettet müde ihn betrachten, dann mit gefalteten Händen kalt daliegen, tot in den kleinen Sarg gebettet werden, selbst in Verwesung übergehen sah er sie, ihren Körper sich mit der frischen Erde vermengen, all dies konnte er sich leicht vorstellen, fast zu leicht wie ihn dünkte, von all dem konnte er sich kaum wieder wegreißen - aber

das Sterben selbst, der Augenblick des Übergangs vom einen ins andere, war ihm unvorstellbar, es kam ihm ganz unwirklich vor neben dem Tod und neben dem Leben. Es tat ihm freilich nicht gut, zu lange bei solchen Vorstellungen zu verweilen, etwas begann an ihm zu ziehen, ein gefährliches Saugen ging von jenem Punkt aus, den es gar nicht gab, es begann in seinem Kopf zu kreisen. Er war wieder eingeschlummert und erwachte nun mit trübem Kopf, den es ihm kaum aus den Kissen zu heben gelang. Die Augen fielen wieder und wieder zu, ein fiebriges Zittern strömte durch seine Glieder, betäubt sank er in sich zurück, konnte sich einfach nicht aufwecken, und als man zu Tisch rief, fuhr er verwirrt aus dem Bett auf und schämte sich vor den anderen seiner Schwäche. Noch lange hingen an diesem Tag Schlawfräusen in seinem Kopf herum, die er nicht vertreiben konnte, in denen er sich zuweilen als in einem Rest anderen Bewußtseins verstohlen neugierig erging. Gegen Abend löste sich der Nebel in ihm in einem Schnupfen, der ihm die Stirnhöhle bedrückte und von da aus sein ganzes Empfinden. Dumpf hielt er sich spät noch auf, bleischwer und müde zwar, aber mit der Gewißheit, nicht schlafen zu können. Als er sich endlich doch ins Bett legte, war ihm alles zu lastend, die Decke, das Leintuch, selbst sein Kopf drückte zu schwer auf das Kissen. Das bloße Existieren tat ihm weh. Mehrmals erhob er sich wieder, ging hin und her in seinem Dachzimmer, trat ans Fenster, wo er die Stirne platt an die kalte Scheibe preßte und in den Garten starrte, dessen schwere Baumriesen im weißen Mondlicht hoch in den fetzigen Himmel hineinstarrten. So beruhigte er sich mit der Zeit. Er legte sich wieder hin, hörte noch eine Weile das dunkle Rauschen seines Blutes in den Ohren und schlief endlich, endlich ein. Am Morgen war es ziemlich heiß. Im Nachtschweiß war das lichtbraune Haar strähnig geworden und hing ihm jetzt wirr und ziemlich matt in die feuchte Stirn. Obwohl er etwas Fieber hatte, fühlte er sich recht wohl, und als ihm das Mädchen das Bett frisch bezogen hatte und er nun darin aufrecht sitzend sein Frühstück zu sich nahm, wurde er sogar irgendwie fröhlich. Er sprach viel mit der Madame, die sich den Morgen zu ihm gesetzt hatte. Er erzählte aus seiner Jugend, seiner glücklichen Kindheit zusammen mit dem Bruder, der jetzt tot war, von den Eltern, die er bald besuchen wollte, und kam natürlich am Ende auch wieder auf Sophie, aber auch dies ohne jeden Trübsinn. Er sprach von ihr wie von einer Lebenden. Die Madame, die sich darüber wunderte, sagte nichts dazu und fand rasch den richtigen Ton, um seine Laune nicht zu verderben. Am Nachmittag war er schon wieder auf den Beinen, lag, in einen Stuhl gebettet, auf der Terrasse und ließ sich von der Madame aus dem „Wilhelm Meister“ vorlesen. Dabei ging sein Blick hin und her, dann ruhte er wieder für Minuten aus auf den weichen Formen der Wolken, die über ihm ruhig zogen. Er war vergnügt wie ein Kind und fühlte sich so jung und so geborgen wie nie mehr, seit er von zu Hause weggegangen war. Vom „Wilhelm Meister“ allerdings blieb ihm heute nicht viel. Trotzdem ermüdete ihn das Zuhören schon nach kurzer Zeit, er schlummerte ein, während die Madame, die es vorerst nicht bemerkte, noch eine Weile weiterlas. Bald wurde auch sie schläfrig, das Buch blieb offen auf ihrem Kleid liegen, mit dem Herannahen des Abends nahm im Garten das Pfeifen der Vögel an Lautstärke zu, bis es endlich wieder nachließ und einem großen Frieden Platz machte, der sich über die ganze Landschaft legte. Als es zum Essen Zeit war, mußte man sie beide wecken. Es war jetzt auch kühl geworden unter den Bäumen,



12

man räumte alles von draußen herein, Hardenberg hatte wieder leicht zu frösteln begonnen und wurde nach dem Abendessen früh ins Bett gebracht. Man hörte ihn durch die Decke herab noch ein paarmal schwach husten. Er selber aber schlief schon tief und hörte nichts mehr davon. Am nächsten Morgen war er rasch wach, fühlte sich wieder ganz hell und war gleich aufgelegt zu etwas Poesie, an der er noch vor dem Frühstück, und bevor überhaupt jemand sonst im Haus wach war, zu arbeiten begann. Im Laufe des Tages schrieb er daran fort, machte wohl von Zeit zu Zeit längere Pausen, in denen er in fremden Büchern herumschmökerte, da und dort einen Abschnitt oder eine Strophe las, bis ihm selbst daraus wieder ein Anstoß zu eigener Arbeit kam. Es waren eine Art Gedichte in ungebundener Form in denen er die Nacht pries in ihrem wohlthuenden Dunkel mit ihrem tiefen Geheimnis, dem er sich in immer neuen Anläufen zu nähern versuchte. Gegen Abend ließ seine Konzentration nach, Sophies Bild drängte sich von allen Seiten immer wieder vor die in die Blätter versunkenen Augen, bis es nicht mehr wegzuschieben war. Er legte die Feder weg, stand auf und ging noch zu Doktor Langermann hinüber, um mit ihm über seine in letzter Zeit doch etwas leicht irritierbare Gesundheit zu sprechen. Da der Doktor darin nichts wirklich Beunruhigendes sehen konnte, weitete sich das Gespräch bald über den medizinischen Bereich hinaus aus. Man sprach über die Ziele des jungen Dichters, verglich Weltanschauungen, kam von einem ins andere, und der Doktor bat schließlich den Besucher, sein Gast zu sein und fürs Abendessen zu bleiben. Er konnte sich ganz und gar nicht einverstanden erklären mit Hardenbergs Ideen, die ihm lebensfeindlich schienen und eines jungen Mannes auf dem Weg nach oben ohnehin unwürdig. Das Leben geht weiter, sagte er, und er meinte damit: auch ohne die verstorbene Geliebte, was er natürlich taktvoll verschwieg; aber Hardenberg, der in diesem Punkt empfindlich war und sehr wohl wußte, was der Doktor meinte, erklärte, daß das Leben wohl weitergehe, aber nur in ihr. Der Arzt verstand nicht wie viel er damit andeutete, sei es instinktiv oder aus berufsmäßiger Routine meinte er aber helfen und sein Gegenüber auf die Lichtseite des Lebens zurückbringen zu müssen. Erst als dieser geradezu erklärte, wie gut es ihm ja gehe und wie wenig ihm geholfen werden müsse, wie sehr er gerade in den letzten Tagen seinen Frieden ganz wiedergefunden habe und sich aufgehoben fühle im gewöhnlichen Lauf der Welt, gab sich der Doktor endlich geschlagen oder wenigstens zufrieden, auf jeden Fall nahm sein Bekehrungsversuch ein beruhigtes Ende. Nach einer längeren Pause, während der nur das Klirren von Besteck auf Geschirr leise zu hören war, sah Doktor Langermann vom Teller auf und nahm das Gespräch wieder auf, indem er es auf die Politik lenkte, die auf eine wichtige Entscheidung gerade in jenen Monaten zusteuerte und deshalb jedermann landauf, landab, beschäftigte, nur eben Hardenberg nicht, dem es vorkam, als sei sie neben seinem neuen Wissen um das Ziel, auf das alles Leben sich zubewegte, nichts als ein lächerliches Ablenkungsmanöver, unbedeutend im Aspekt des Ganzen, dem sie freilich diene. So brachte er den Ausführungen des Doktors, der ein weitgereister Mann war und auch manches Münsterchen aus der französischen Bewegung in die Waagschale legen konnte, wenig Interesse entgegen, antwortete immer seltener, je weiter der Abend fortschritt, sondern war in Gedanken versunken über sich selbst und ob es wohl recht von ihm sei, all dieses Nahe und Nächste gegenüber dem scheinbar Fernsten so sehr zu vernachlässigen. Seine anfängliche Munterkeit erstarb, er begann an Sophie und an seinen toten Bruder Erasmus zu denken und drängte nun plötzlich bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit zum Aufbruch, den er mit seinem noch etwas angeschlagenen Zustand vor einem Doktor leicht entschuldigen konnte.

Es drängte ihn heim, in sein Zimmer, zu dem heute Geschriebenen, das er noch einmal vor dem Schlafengehen vornahm und es in andere Form zu bringen begann. Am nächsten Tag wollte er den „Wilhelm Meister“ vornehmen, fand aber zuerst die Stelle nicht, an der er zuletzt gestanden hatte, und mußte daraus erkennen, daß er gestern sehr unaufmerksam beim Zuhören gewesen war. Obwohl er es sich für diesmal verzieh, war er doch mit sich nicht zufrieden und nahm sich vor, das Buch jetzt so rasch als möglich endlich zu Ende zu bringen. Vollenden muß ich noch lernen, dachte er, mit einer Sache ganz ins reine kommen. Nicht immer mich ablenken lassen durch alles, nicht wie ein Kind weich sein gegen mich und mich verwöhnen. Dann werde ich auch Schmerz und Weh und die Sehnsucht nach ihr besser ertragen lernen. Ich bin noch viel zu irdisch für sie. Er las also im „Meister“, schrieb sich gelegentlich Bemerkungen dazu ins Tagebuch und versenkte sich bei solcher Gelegenheit auch wieder in ältere Notizen, bei deren Lektüre ihm wieder die ganze volle Welt dieses so klaren und trotz allem hellen Buches gegenwärtig wurde, die ihm wegen der häufigen Unterbrechungen beim Lesen, das sich jetzt schon über Monate hinzog, schon in ihre Teile zu zerfallen drohte. Plötzlich kamen ihm, während der Beschäftigung mit Goethe, aus einem nicht bestimmbar Grund dessen „Wahlverwandtschaften“ in den Sinn, von da kam er auf die Alchemie, er holte Papiere und Bücher hervor, die er darüber besaß, und verlor sich endlich ganz in Spekulationen über die Welt und ihre Zusammenhänge, über die Beziehung zu anderen Welten, die hinter ihr lagen, und über die Beziehungen der Menschen auf dieser Welt untereinander und zu der anderen Welt und zu den anderen Menschen, die auf dieser Welt nicht mehr sichtbar anwesend waren. Bis eben Moritz kam und ihn mit sich hinausschleppte, um ihm den Garten zu zeigen, den man, an einem sanften Hügel, außerhalb des Dorfes, nach Grüningen hin, neu gekauft hatte. Hardenberg gefiel der Garten, der in seiner natürlichen Ordnung wohlthuend von der strengen Gepflogenheit des anderen beim Haus abstach. Er nahm sich vor, des öfteren hierherzukommen, da er hier allein sein konnte und man von hier auch schon gut nach Grüningen hinübersah, wo auf dem Hügel drüben Sophies Friedhof lag. Heute blieb er nun mit Moritz bis zum Abend da, der ihm voller Stolz jeden Winkel zeigte und jeden Baum, jedes Wasser und jeden Halm mit besonderer Aufmerksamkeit bedachte. Hardenberg ließ sich anstecken von der übertriebenen Empfindsamkeit und von den in den Mund genommenen Naturgefühlen, er wurde munter, schwatzte gleichfalls viel und schrieb, als er wieder in seinem Zimmer war und den Tag überdachte, ein höchst mittelmäßiges, aus einer künstlichen Begeisterung sich nährendes Gedicht auf den Gartenkauf. Am Sonntag fühlte er sich wohl. Am Montag las er viel im „Wilhelm Meister“. Nach Tisch bekam er Briefe von zu Hause. Erfreut riß er sie auf und begierig, aber ohne Hast nahm er daraus zur Kenntnis, was ihn anging, und was ihn nicht anging auch. Dann machte er sich auf nach Grüningen hinüber, war dabei ziemlich heiter und gedankenvoll, aber unterwegs befahl ihn wieder eine andere Stimmung, er war froh, daß er ein paar Bekannten begegnete, die ihm entgegenkamen. Er drehte um und schloß sich ihnen, wenigstens bis zum neuen Garten zurück, an. Da verabschiedete er sich und ruhte sich noch aus, dann war es auch schon Abend. Er ging zurück, fand niemand von den anderen zu Hause und ging früh zu Bett. Aber er schlief die ganze Nacht hindurch unruhig. Als er erwachte, regnete es stark in den Garten, das Wetter wollte sich den ganzen Tag nicht ändern. Hardenberg fühlte sich zerschlagen. Beim Aufstehen meinte er. Nach dem Essen wieder. Den ganzen Tag verbrachte er in Gedanken an Sophie. Den Tag darauf kamen ihre Eltern

13



14

zu Besuch und schenken ihm die Tasse, den Beutel und das Fläschchen, die Sophie zu ihrem letzten Geburtstag noch erhalten hatte. Hardenberg war stark berührt und wollte gleich zu ihrem Grab gehen, um die Blumen darauf zu stecken, die er noch tags zuvor von der Kreisamtmännin erhalten und in seinem Zimmer eingestellt hatte. Aber es regnete noch stark, und so ließ er sich von den Besuchern überreden, damit noch etwas zuzuwarten und erst am Mittag, mit ihnen zusammen, nach Grünigen zu gehen. Er nahm sich vor, zuerst ihre Eltern bis nach Hause zu begleiten und dann auf dem Heimweg Sophies Grab zu besuchen, das ja etwas draußen vor dem Dorf auf dem Hügel lag. Als er sich aber dann verabschiedete, kam es ihn anders an, er drückte die Blumen der Mutter in die Hand, drehte sich rasch weg und ging auf dem direktesten Weg zurück, am Friedhof und an ihrem Grab vorbei. Um so lebhafter dachte er am nächsten Morgen wieder an Sophie. Es regnete, wie es in dieser Gegend noch selten geregnet hatte. In der Nacht hatte ein Frühlingsgewitter sich unmittelbar über Tennstedt entladen und war dann gegen Morgen in einen breiten Landregen übergegangen, der allem Anschein nach den ganzen Tag über und vielleicht noch einen zweiten dazu und einen dritten anzuhalten versprach. Hardenberg wollte sich unter diesen Umständen nicht recht entschließen, das Bett zu verlassen. Er hing wieder seinen einzigen Gedanken nach, wurde von ihnen aber, unterstützt wohl durch das Grauwetter draußen, auch nicht williger, dem Tag einigermaßen freundlich ins Gesicht zu schauen, und drückte sich dann noch etwas mit dem „Wilhelm Meister“ herum, ohne aber auch darüber froh zu werden. Schließlich mußte er sich einen Ruck geben, damit er endlich doch aufstand und wenigstens der vom Vortag liegen gebliebene Brief vor dem Mittagessen noch auf die Post kam. Bei Tisch herrschte eine etwas gedrückte Stimmung. Das erste Gewitter im Jahr und jetzt der anhaltende, gleichbleibende Regen, der wie alles gänzlich Regelmäßige kein Ende absehen ließ, machte allen zu schaffen. Man löffelte wenig gesprächig die Suppe in sich hinein, und als das auch während des weiteren Tafelns nicht besser wurde, fühlte sich Hardenberg plötzlich und ganz überraschend inmitten dieser Launigkeit wieder leicht und frei. Plötzlich war es ihm, als ginge es ihm persönlich von allen doch noch am besten und er passe sich der allgemeinen Missmutigkeit nur mühsam an, um es den andern, denen es offensichtlich schlechter ging als ihm, in ihrer Trübe nicht noch schwerer zu machen. Er dachte: wenn es allen in Wirklichkeit so gut ginge wie ihm, und es schützten nur aus gegenseitiger Rücksichtnahme alle voreinander vor, es ginge ihnen schlecht? – Es regnet in Strichen, sagte er versuchsweise, um den andern Mut zu machen, auch aus sich herauszugehen und Farbe zu bekennen, man antwortete aber nur mit langgedehnten Seufzern weiblicherseits und mit einem zustimmenden Kopfnicken männlicherseits. Damit war der Tafelrunde nicht viel geholfen, und Hardenberg machte, kaum hatte er den letzten Bissen verschluckt und sich übertrieben genüßlich mit der Serviette den Mund abgewischt, daß er so schnell wie möglich von dem Kreise los- und in sein Zimmer hinaufkam. Die „Hymnen an die Nacht“ lagen offen auf dem Tisch. Sie waren ins reine zu bringen. Hardenberg begann damit, merkte aber bald, daß er nicht ganz in der richtigen Stimmung sei, es mußte licht um ihn sein, wenn er das Dunkle beschrieb, er wandte sich lieber etwas dem „Wilhelm Meister“ zu, in dem sich alle Fäden der Handlung und alle Lebensfäden der Handelnden nun allmählich auf einen einzigen Punkt hin zusammenzuziehen schienen, aus dessen Blickwinkel alles scheinbar Zufällige seinen bestimmten, ihm zugedachten Platz einnahm und sich zu einem Ganzen ordnete, in dem es keinen Zwischenraum für den Zufall mehr gab. Er exzerpierte daraus und bereicherte das Exzerpt mit seinen eigenen Bemerkungen und

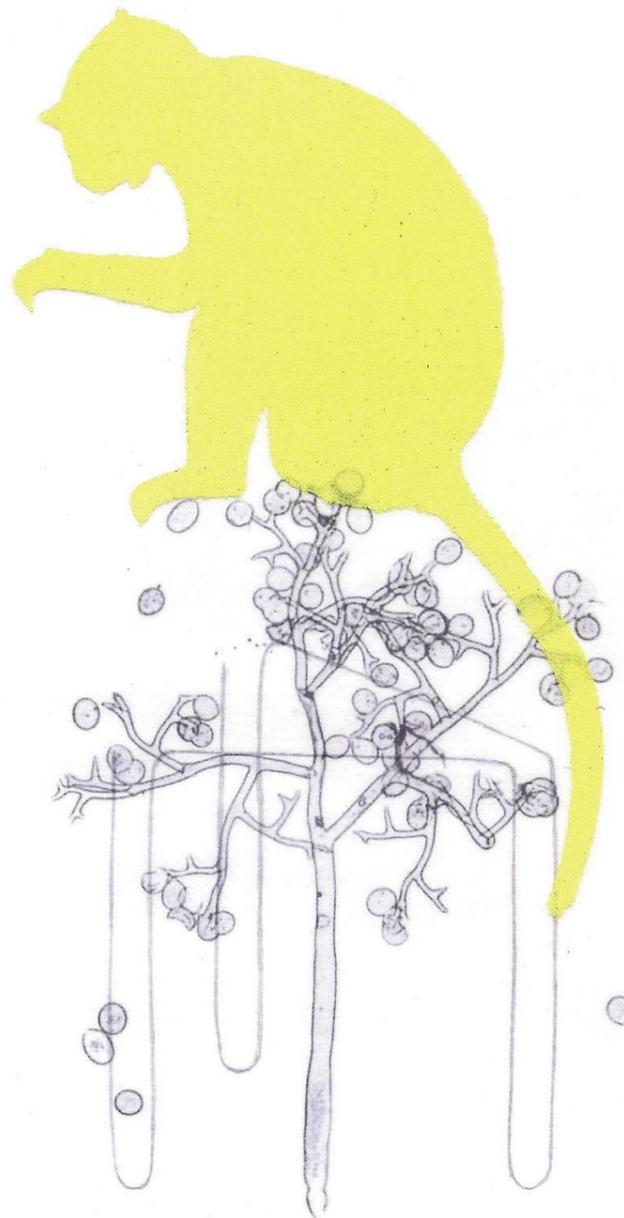
Beobachtungen, denn es schien ihm vieles, was er da las, aus sich selbst bekannt, anderes wieder meinte er durch das Gelesene in sich selber erst zu entdecken. Erkennen ist Wiedererkennen, schrieb er, und als er es schrieb, wußte er nicht, ob er das irgendwo gehört oder gelesen hatte, oder ob es aus ihm selber kam. Darüber verlor er sich ganz, sein Kopf war auf die Tischplatte gesunken, er selber eingeschlafen. Als er später am Nachmittag wieder aufwachte, da ihn der Rücken in dieser gekrümmten Haltung zu schmerzen begann, sah er als erstes auf dem Papier vor sich wieder den Satz, über dem er eingeschlafen war, und wußte nun vollends nicht mehr, was es für eine Bewandnis mit ihm hatte. Als zweites bemerkte er, daß – man wußte nicht wie – der Regen aufgehört hatte. Noch hingen Wolkenfetzen über den tropfenden Bäumen im Garten, aber ihr Grau war schon sehr hell, sie teilten sich, und an einzelnen Stellen sah man zwischen ihnen wieder jenes weiße Blau, von dem man noch am Morgen angenommen hatte, daß man es nie wieder sehe. Hardenberg blickte noch etwas schläfrig und ziemlich erstaunt aus dem Fenster. Das Gras dampfte, unter ihm wurden Fensterläden aufgeschlagen, die ganze Gesellschaft hatte offenbar nach Tisch ihr Heil im Schlaf gesucht und unvermutet jetzt gefunden. Es klopfte an die Tür. Rülting war da, ein Kollege aus der Studienzeit. Er war gerade auf der Durchreise, brachte einen Brief von Julchen mit, den Hardenberg zum Öffnen noch aufhob, und wollte ein paar alte Bekannte wiedersehen. Hardenberg freute sich über den Besuch und machte sich bereit, mit ihm einen kleinen Spaziergang in die Gegend zu machen. Die Sonne schien jetzt wieder wie am ersten Tag, auf den Straßen und Wegen lagen noch Lachen, sie waren aber schon wieder gut zu begehen. Rülting mußte von Schelling erzählen, wie es ihm gehe, was er so mache. Er philosophierte gerade, sagte Rülting, und sei auch sonst ein Kauz geworden. Er habe noch immer ein ganz weiches Gesicht. Leicht zu zerstören. Hoffentlich wird es nie hart, sagte Hardenberg. Überhaupt nahmen sie jetzt natürlich alle dran, die einmal zu ihnen gehört hatten; was aus ihnen geworden war, wollte man wissen, es war ja alles noch gar nicht so lange her. Einer wußte über den etwas, der andere über einen andern, und so entstand aus den gegenseitig sich ergänzenden Erinnerungen allmählich ein so dichtes Bild der Vergangenheit, daß die Gegenwart von ihrem Gewicht sehr viel verlor. Gustchen Brandes, eine gemeinsame Bekannte, zu der sie hatten gehen wollen, war nicht zu Hause, so kehrten sie auf halbem Weg zwischen Tennstedt und dem nächsten Dorf, wohin Rülting nachher noch weiter wollte, zu einer kleinen Vesper ein. Bei Weißbrot, Wurst und etwas Wein wurde aus diesem verregneten Tag noch ein genüßlicher Abend. Man sprach wieder über Schellings Philosophie. Hardenberg lenkte ab und erzählte Rülting von der seinen. Philo-Sophie, sagte er lächelnd: ich liebe Sophie. Rülting lachte, dann erinnerte er sich daran, daß Sophie gestorben war. Sie schwiegen lange. Man verabschiedete sich, Rülting ging weiter, Hardenberg zurück. In seinem Zimmer fühlte er sich zum ersten Mal jetzt ganz allein. Er schrieb das Gefühl der Tatsache zu, daß er sich zu sehr wieder ins Alltagsleben hatte hineinziehen lassen und es ihm noch immer so schlecht gelang, beständig auf der angestrebten Höhe der immerwährenden Reflexion zu bleiben, spürte aber, daß ihn diese Erklärung nicht ganz zufrieden machte. Dennoch schrieb er, damit er es ja nicht vergesse, etwas Entsprechendes in sein Tagebuch. Dann ging er früh zu Bett. Beim Aufwachen dachte er wie gewöhnlich an sie, an Sophie. Wie gewöhnlich, dachte er auch. Ist es denn gut, wie gewöhnlich an sie zu denken. Aber er beruhigte sich bei dem Gedanken, daß ja wirklich alles wie gewöhnlich war. Und nur wenn er

15



eben ganz gewöhnlich an sie dachte und wie wenn nichts geschehen wäre - es war ja auch im Grund nichts Wirkliches geschehen -, dachte er in der richtigen Weise an sie und konnte noch alles gut werden. Den Morgen machte er sich verbissen über Kants „Kritik der reinen Vernunft“ her, aber das brachte ihn jetzt auch nicht weiter als nachher wieder der gewohnte Klatsch bei Tisch, in den er sich ganz gegen seinen Willen leider gänzlich verstricken ließ. Kannegießern nannte man das. Bei einem allein unternommenen Verdauungsspaziergang beruhigte sich sein erhitzter Kopf, er wurde klar und hell und spürte in sich eine fast vergessene Kraft wieder lebendig werden, die als allmähliche große Ruhe an seinem ganzen Körper wirksam wurde. Er setzte sich, las etwas im „Wilhelm Meister“, den er in eben dieser Hoffnung mitgenommen hatte, blieb da und dort an einem guten Gedanken hängen, hing ihm eine Weile nach und kam auf langen Umwegen durch sich selbst und seine eigene Welt hindurch wieder zu Goethe zurück. Vor allem die Bemerkung hielt ihn lange fest, daß man so selten die rechten Mittel zu seinen Zwecken kenne und wähle, so selten den rechten Weg einschlage. Auf der einen Seite fand er das auch, vor allem wenn er an Zustände wie den vom letzten Mittag und Abend dachte, auf der anderen Seite dünkte es ihn auch wieder, wenn man nur aufmerksam genug auf seine innere Stimme höre, könne man gar nichts falsch machen und nicht auf einen falschen Weg geraten, denn diese innere Stimme sei ja auch die Stimme des Ganzen, von dem man ein Teil sei, indem man ihm teilhabe, oder eben des Punktes, auf den alles und jedes hinauslaufe. Wo gehen wir denn hin, dachte er, doch immer nach Hause. Nur wußte man nicht recht ob man froh oder traurig darüber sein sollte, da man ja auch noch nicht wußte, ob das gut oder böse sei, worauf das Ganze hinauslief. Und vor allem mußte man ja, um diese innere Stimme zu hören, diese Ruhe schon haben, nach der man zuweilen erst suchte. Jedenfalls kam Hardenberg nach diesem mit sich und Goethe zugebrachten Nachmittag fest entschlossen zurück, jetzt stärker und gründlicher in allem werden zu wollen, der ihm - bei seiner gegenwärtigen inneren Sicherheit - auch dadurch keineswegs gefährdet schien, daß er beim Abendessen mehr als not tat zu sich nahm und nachher auch vielleicht mehr als er eigentlich wollte mit der Madame noch über Julchen scherzte, deren Brief er zuvor noch eben gelesen hatte. Je öfter er bei ihr und ihrer Schwester gewesen sei, sagte die Madame, um so mehr hätten die beiden Mädchen offenbar bei ihm gewonnen, wie man höre. - Die ältere sei klug, sagte Hardenberg, in allen Dingen geschickt und ein durchaus eigentümliches höchst lebhaftes Wesen, das für alles empfänglich sei und vor allem seiner - Hardenbergs - Schwäche, laut zu denken, gut zu schmeicheln wisse. Julchen aber sei ein schleichendes Gift, man finde sie, ehe man sich's versehe, überall in sich, und das sei um so gefährlicher, je angenehmer es ihn dünke. Als ein junger Wagehals würde er einmal eine solche Vergiftung probieren. So aber, abgestumpft, wie er sei, reize es seine - alten - Nerven (er war 25 Jahre alt) nur noch so eben zu leichten, fröhlichen Vibrationen und erwärme immerhin stundenlang sein starkes Blut. Man begegne ihr in zarten, kaum vernehmbaren Empfindungen und sei gewiß, daß das Schönste von ihr zuerst bemerkt, getan und bewahrt werde. Sie spiele nur die Harmonika, während ihre Schwester alle übrigen Künste mit dem gleichen Geschick betreibe. Sie - die Madame - würde sich überzeugt haben, wie wohl er sich dort bei ihnen befände, befunden habe, wie er beiden abends in ihrer großen Stube, wo sie ganz allein gewesen seien, einige Ideen über Zukunft, Natur und Menschenleben vorgetragen habe und - von ihrer Aufmerksamkeit

und Teilnahm begeistert - wie ein Eleusinischer Priester vor ihnen gegessen sei. - Die Madame lächelte still, es entstand eine längere Pause, dann fügte Hardenberg noch hinzu, dies alles sei nun zwar recht schön, auch der Brief, den er erhalten habe, aber er selber sei eben nicht mehr, der er vorher gewesen sei, er taue nicht mehr in die Welt, vollkommen wohl sei ihm nur noch eben hier, in seiner Klausur in Tennstedt. Zum Genuß des Guten scheine er nicht gemacht zu sein, so empfindlich er auch dafür zu sein glaube. Es fehle ihm an Ruhe, in unaufhörlichem Streben nach einem dunklen Etwas begriffen, sei er nicht imstande, alles Gute, das er erfahre, auch zu erwidern. Der beständige Kampf, sich selbst zu erhalten, raube ihm die Kräfte, die er für seine Freunde sonst anlegen könnte, und lasse ihm nichts übrig als den frommen Wunsch nach einer friedlichen Zukunft. Gerade der Brief habe ihn wieder lebhaft fühlen lassen, wie fremd er doch überall und wie er nirgends heimisch sei. Was helfe es, daß er sich bis zur Ermüdung bei Buchstaben aufhalte, verliere er denn darüber nicht die lehrreichste und lebendigste Schrift aus den Augen: das Leben der Menschen. Wer aber eine Natur und eine Welt zu bauen habe, könne sich nicht auch noch Zeit für das Leben stehlen. Als es spät wurde und er zu Bett wollte, hatte er plötzlich ganz nah und lebhaft Sophies Bild vor Augen, im Profil, wie sie neben ihm auf dem Kanapee saß, im grünen Halstuch. Es fiel ihm auf, daß sie ihm immer in charakteristischen Situationen und in bestimmten Kleidern am leichtesten erschienen, als ob man an einem Stoffzipfel sie leicht ganz zu sich heranziehen könnte. Er dachte noch lange an sie, und als er dann in die Kissen sank, sagte er halblaut zu sich selber: ich habe Ursache, heute mit allem zufrieden zu sein. Er war aber doch froh, daß jetzt niemand da war und ihn hörte. Die Kunst, alles in Sophie zu verwandeln. Mit diesem geträumten Satz noch auf den nachformenden Lippen, erwachte er in den nächsten Tag. Darum ging es, und darum konnte auch an solchen Gesprächen wie dem vom vergangenen Abend gar nichts Falsches und vom Ziel Wegführendes sein, so wenig wie an dem Brief, den er an diesem Morgen an Julchen schrieb, solange nur dieses Ziel unverrückbar feststand und der Entschluß nicht ins Wanken geriet. Aber der blieb ja in ihm verwahrt. Wie ein Palladium, dachte er, ein Schatz für die Zukunft. Nachdem der Brief auf der Post war, ließ er aber doch in einer nicht zu beseitigenden Unruhe seine Spuren zurück, die Hardenberg durch verschiedene angefangene und wieder weggelegte Lektüren zu verwischen versuchte, was ihm aber erst gegen Abend einigermaßen gelang, als er im vertrauten Kreis seinen Gastgeber aus einem Journal vorlas und dabei, indem er sich selber so mit ruhiger und fester Stimme vortragen hörte, sehr hell und frei gestimmt wurde und sein angeschlagenes Selbstbewusstsein sich in der kleinen Eitelkeit des Kreismittelpunktes, die er gar nicht erst bekämpfte, sondern der er sich für einmal gern überließ, wiederherstellte. Obwohl er aber - später mit sich allein - sich immer wieder vorsagte, wie sehr zufrieden er mit seiner Treue sein könnte, konnte er vor sich nicht verheimlichen, daß er so vergnügt und zufrieden wie am Vorabend sich heute nicht ins Bett legte. Er war unruhiger und fand erst gegen Morgen tiefen Schlaf. Trotzdem stand er zeitig auf, war dann aber nach einer ersten hellwachen halben Stunde doch wieder noch zu müde für etwas Rechtes. So blätterte er etwas in den Novitäten, schlummerte nochmals ein, um dann aber mit einer richtigen Arbeitslust wieder aufzuschrecken und sich über den „Wilhelm Meister“ herzumachen. Er schrieb Exzerpte und setzte wieder seine eigenen



Gedanken dazu. Darüber verflog der Morgen. Am Nachmittag ging er, seit langem zum ersten Mal wieder, in die Kirche, um sich dort in der Stille des hohen halbdunklen Raumes auf sich selber zu besinnen. Sammeln, mich sammeln muß ich, dachte er. Auf dem Heimweg traf er den Kreisamtmann, der von ein paar leichteren sonntäglichen Geschäften am Wirtshaustisch zurückkehrte. Ein kleiner Disput über Sonntag und Religion ergab sich, Hardenberg führte ihn heftig, aber doch mit klarem Verstand, der Amtmann ruhiger, besonnener, er hatte bedächtiger und abgekühltere Ansichten von diesen Dingen. - Absolute Liebe, sagte Hardenberg, vom Herzen unabhängige, auf Glauben gegründete Liebe, das sei Religion, daran glaube er, an die Sympathie zwischen allen Dingen im All und auf der Welt, die Liebe sei der Endzweck der Weltgeschichte, das Amen des Universums. Der Kreisamtmann brauchte schlichtere Worte, hatte eine bescheidenere Religion, die sich nicht so viel Gedanken machte und vor allem den lieben Gott einen guten Mann sein ließ. Da er also auf diese Weise auf seinen Höhenflügen allein gelassen wurde, entzündete sich Hardenberg im stillen weiter an dem einmal angefaßten Thema, und als sie ankamen, ging er sofort hinauf, um schriftlich mit sich ins reine zu kommen. Gott sei die Liebe, schrieb er in sein Heft, und die Liebe das höchste Reale, der Urgrund. Das ganze Leben sei Liebesdienst und das heiße Gottesdienst. Jedes Ding lasse sich zum Mittelpunkt erheben, wenn man von ihm nach allen Seiten ausgehe und alles auf es zurückführe. Es lasse sich aus einer Nußschale machen, was sich aus Gott machen lasse. Jede Fixierung auf ein Ding sei so gesehen zwar richtig, aber auch gleichzeitig so ungerecht allen anderen Dingen gegenüber wie eine alleinseligmachende Religion, der Mensch nehme sich damit mehr heraus, als ihm sein Menschsein erlaube, dennoch komme er im Leben ohne eine solche Fixierung, ohne Religion, nicht aus. Alle unsere Neigungen schienen nichts als angewandte Religion zu sein. Das Herz scheine gleichsam das religiöse Organ. Vielleicht sei das höchste Erzeugnis des produktiven Herzens nichts anderes als der Himmel. Indem das Herz sich selbst empfinde, sich selbst zu seinem Gegenstand mache, entstehe Religion, und alle einzelnen Neigungen vereinigten sich in eine letzte, deren wunderbares Objekt ein höheres Wesen, eine Gottheit sei, weshalb echte Gottesfurcht alle Empfindungen und Neigungen umfasse. Dieser Naturgott esse und, gebäre uns, spreche mit uns, erziehe uns, beschlafe uns und lasse sich von uns essen, zeugen und gebären, kurz sei der unendliche Stoff unseres Tuns und unseres Leidens. Und machten wir die Geliebte zu einem solchen Gott, so sei dies angewandte Religion. Alle absolute Empfindung sei religiös. Er, Hardenberg, habe zu Sophie Religion, nicht Liebe. Liebe könne durch absoluten Willen in Religion übergehen. Aber des höchsten Wesens werde man nur durch den Tod wert, durch den Versöhnungstod, fügte er in Klammern hinzu. Eine Verbindung, die auch für den Tod geschlossen sei, sei die wahre Hochzeit, die uns eine Genossin für die Nacht gebe. Im Tod sei die Liebe am süßesten, für den Liebenden sei der Tod das romantisierende Prinzip unseres Lebens. Nur scheinbar gingen wir vorwärts, für Gott gingen wir eigentlich umgekehrt, vom Alter zur Jugend und zur wahren Geburt. Der Tod sei Minus, das Leben Plus, durch den Tod werde das Leben verstärkt. Alle Asche sei Blütenstaub. Hardenberg nahm sich nicht die Zeit, das Geschriebene zu überlesen, er hatte - schon bei den letzten Sätzen, zu denen er sich zwingen mußte - plötzlich Lust, noch hinauszugehen. Obwohl es schon Abend war, ging er zu Gustchen Brandes hinüber, sie war auch zu Hause, und zusammen verbrachten sie ein paar angenehme Stunden. Hardenberg wurde wohl, da sich das lebenslustige Mädchen sehr zutraulich gegen ihn zeigte. Da auch sie eine Freundin von Sophie gewesen war, klagten sie einander so lange ihr Leid, bis ihnen vom Klagen leichter wurde

und sie die Beklagte allmählich vergaßen. Das Unglück bringt die Menschen einander näher, dachte Hardenberg, wieder allein, als er, im Bett liegend, nicht gleich einschlafen konnte. An Sophie hatte er freilich an diesem Abend nicht mehr viel gedacht. Auch verfolgten ihn jetzt - nach seinem Besuch - ungewohnte sinnliche Phantasien, die wiederum überlagert wurden durch eine sonderbare Furcht, etwa gefährlich krank zu werden, die ihn plötzlich befiel. Daran befremdete ihn, daß er überhaupt die Krankheit als ein Schreckgespenst noch in sich trug. Ich muß mich noch immer nicht ganz an meinen Entschluß gewöhnt haben, dachte er, so fest er zu sein scheint, so macht mich doch das zuweilen argwöhnisch, daß er in so unerreichbarer Ferne vor mir liegt, mir so fremd vorkommt, als ob mir nur jemand über einen erzählt habe mit einem solchen Entschluß. So von mir abgeschnitten, so nur im Kopf vorhanden. Während der nächsten Tage tat Hardenberg nicht viel. Nur nahm, mit den zunehmenden Frühlingstemperaturen, auch seine Lebenslust zu und - da er sie gewaltsam unterdrückte - eine seltsame, ihm unbegreifliche Lusternheit, die er bekämpfte, der er aber immer weniger Herr wurde. Sie machte sich einfach breit. Sonst waren es ganz und gar gewöhnliche Tage. Hardenberg brachte sie vor allem damit zu, etwas aus Horaz zu übersetzen. Obwohl ihm gerade in diesen Tagen seine Verdauung zu schaffen machte, war ihm sonst sehr wohl. Das Wetter zeigte sich von seiner besten Seite. Oft unternahm er ausgedehnte Spaziergänge, dann wieder nur durch den Garten oder zu dem neuen Garten gegen Grüningen hinüber. Einmal, nachdem er lange dort gesessen und hinüber geschaut hatte, pflückte er ein paar Blumen und brachte sie auf das Grab. Dabei war er ganz ruhig, eigentlich fast kalt, doch weinte er. Es ging gegen Abend. Nachdem er einige Zeit wie abwesend auf dem Grab gesessen hatte, hörte er Feierabend läuten und machte sich auf den Rückweg, ohne sich zu beeilen; noch bevor er zu Tisch ging, schrieb er einige Reflexionen auf, wie er es jetzt fast täglich tat. Nach Tisch brach es plötzlich aus ihm heraus. Vor allem begann er heftig zu schluchzen, man mußte ihm lange zureden, um ihn zu beruhigen. Über dies und jenes noch sprechend, brachte ihn die Madame endlich aufs Zimmer. Der Entschluß war an diesem Tag wieder in greifbare Nähe gerückt. Der „Wilhelm Meister“ war jetzt zu Ende gelesen. Nach einem schönen Morgen standen Gewitter am Himmel. Es wurde trüb und stürmisch, nachher hellte sich der Himmel wieder auf. Hardenberg, der von Goethes neuem Buch doch mehr gefesselt war, als es ihn, der er doch selber gegen das klassische Maß angetreten war und dessen Geist ins Universelle und nach der blauen Blume ging, gut dünken konnte, mußte sich von dessen Macht befreien, indem er darüber schrieb. Auf eine neue Seite in seinem Heft hatte er die Überschrift „Zu Goethes Wilhelm Meister“ gesetzt, dann ließ er an diesem wetterlaunigen Tag seiner Feder freien Lauf. Goethe ist ein ganz praktischer Dichter, schrieb er. Er ist in seinen Werken, was der Engländer in seinen Waren, höchst einfach, nett, bequem und dauerhaft. Er hat, wie die Engländer, einen natürlich ökonomischen und einen durch Verstand erworbenen edlen Geschmack. Beides verträgt sich sehr gut und hat eine nahe Verwandtschaft, in chemischem Sinne. In seinen physikalischen Studien wird es recht klar, daß es seine Neigung ist, eher etwas Unbedeutendes ganz fertig zu machen, ihm die höchste Politur und Bequemlichkeit zu geben, als eine Welt anzufangen und etwas zu tun, wovon man voraus wissen kann, daß man es nicht vollkommen ausführen wird. Hardenberg merkte, daß er es gerade noch vermieden hatte, „wie ich“ anzufügen, hielt deshalb einen Augenblick inne, den er ganz diesem „wie ich“ widmete. Dann kehrte er, auf einem Umweg über die Naturwissenschaft und die Antikenforschung, ohne sich dabei freilich jemals ganz aus den



.....2010

Augen zu lassen, zu Goethe zurück, indem er fortfuhr: Es kommt nur darauf an, daß man die Natur, wie ein Künstler die Antike, betrachtet, denn ist die Natur etwas anderes als eine lebende Antike? Natur und Natureinsicht entstehen zugleich, wie Antike und Antikenkenntnis; denn man irrt sehr, wenn man glaubt, daß es Antiken gibt. Erst jetzt fängt die Antike an zu entstehen. Sie wird unter den Augen und der Seele des Künstlers. Die Reste des Altertums sind nur spezifische Reize zur Bildung der Antike. Wie der Physiker Goethe sich zu den übrigen Physikern verhält, so der Dichter zu den übrigen Dichtern. An Umfang, Mannigfaltigkeit und Tiefsinn wird er hie und da übertroffen, aber an Bildungskunst, das heißt an Kunst, aus sich heraus zu bilden, wer dürfte sich ihm gleichstellen? Bei ihm ist alles Tat, wie bei andern alles Tendenz nur ist. Er macht wirklich etwas, während andere nur etwas möglich oder notwendig machen. Notwendige und mögliche Schöpfer sind wir alle, aber wie wenig wirkliche. An Strenge steht Goethe wohl den Alten nach, aber er übertrifft sie an Gehalt. Hardenberg war jetzt nahe daran, in restlose Bewunderung zu verfallen, und fügte darum rasch noch an: Welches Verdienst jedoch nicht das seinige ist, konnte aber doch nicht anders als weiterzufahren: Sein „Meister“ kommt ihnen nah genug, denn wie sehr ist er Roman schlechtweg, ohne Beiwort, und wie viel ist das in dieser Zeit! Hardenberg setzte ab. Eigentlich hatte er ja nicht die Zeit, sondern ihren Genossen Goethe kritisieren wollen. Indem er tief Atem holte, setzte er darum nach einer kurzen Pause neu an. Goethe wird und muß übertroffen werden, aber nur wie die Alten übertroffen werden können, an Gehalt und Kraft, an Mannigfaltigkeit und Tiefsinn, als Künstler eigentlich nicht oder doch nur um sehr wenig, denn seine Richtigkeit und Strenge ist vielleicht schon musterhafter, als es scheint. Schon wieder war er auf dem falschen Gleis. Oder war es vielleicht doch das richtige? Hardenberg verfolgte es vorderhand einmal weiter: Der Text ist nie übereilt, Tatsachen und Meinungen werden beide genau bestimmt in der gehörigen Folge vorgetragen. Die retardierende Natur des Romans zeigt sich vorzüglich im Stil. Die Philosophie und Moral des Romans sind romantisch. Das Gemeinste wird wie das Wichtigste mit romantischer Ironie angesehen und dargestellt. Die Verweilung ist überall dieselbe. Die Akzente sind nicht logisch, sondern metrisch und melodisch, wodurch eben jene wunderbare romantische Ordnung entsteht, die keinen Bedacht auf Rang und Wert, Erstheit und Letztheit, Größe und Kleinheit nimmt. Die Beiwörter gehören zur Umständlichkeit, in ihrer geschickten Auswahl und ihrer ökonomischen Verteilung zeigt sich der poetische Takt. Ihre Auswahl wird durch die Idee des Dichterwerks bestimmt. Das erste Buch im „Meister“ zeigt, wie angenehm sich auch gemeine, alltägliche Begebenheiten hören lassen, wenn sie gefällig moduliert vorgetragen werden, wenn sie in eine gebildete, geläufige Sprache einfach gekleidet mäßigen Schrittes vorübergehn. Ein ähnliches Vergnügen gewährt ein Nachmittag, unterwegs im Schoß einer Familie zugebracht, die, ohne ausgezeichnete Menschen in sich zu schließen, ohne eine ausgesuchte reizende Umgebung zu haben, doch durch die Nettigkeit und Ordnung ihres Hauswesens, durch die zusammenstimmende Tätigkeit ihrer mäßigen Talente und Einsichten und die zweckmäßige Benutzung und Ausfüllung ihrer Sphäre und Zeit ein gern zurückgerufenes Andenken hinterläßt. Punkt! rief Hardenberg aus, indem er aufstand. Das war jetzt doch wirklich zuviel des Guten geworden. Er ging einige Schritte auf und ab, wurde dabei durch den Ruf, es sei Essenszeit, unterbrochen, nahm aber gleich nach dem letzten Bissen seine Gänge durch das Zimmer grimmig wieder auf, um sich endlich wieder zu setzen. Unter dem neuen Titel „Gegen Wilhelm Meister“, in dem er nur das „Gegen“ unterstrich, begann er auf einer neuen Seite. Es ist im Grunde ein fatales und albernes Buch, so präventiös und preziös, undichterisch im höchsten Grade, was den Geist betrifft, so poetisch auch die Darstellung ist.

Aus Stroh und Hobelspänen ein wohl-schmeckendes Gericht, ein Götterbild zusammengesetzt, prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zugrunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Der Roman handelt bloß von gewöhnlichen menschlichen Dingen, die Natur und das Mystische sind ganz vergessen. Es ist eine poetisierte bürgerliche und häusliche Geschichte. Das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt. Künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buches. Sehr viel Ökonomie, mit prosaischem, wohlfeilem Stoff ein poetischer Effekt erzielt. So sonderbar es manchen scheinen möchte, so ist doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, das Äußere, die Melodie des Stils ist, welche zur Lektüre uns hinzieht und uns an dieses oder jenes Buch fesselt. „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ sind ein mächtiger Beweis dieser Magie des Vortrags, dieser eindringlichen Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und mannigfaltigen Sprache. Wer diese Anmut des Sprechens besitzt, kann uns das Unbedeutendste erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden, diese geistige Einheit ist die wahre Seele eines Buches, wodurch uns dasselbe persönlich und wirksam vorkommt. Es gibt einseitige und vielseitige, eigentümliche und gemeinsame Seelen, zu den letzteren scheint die Seele in „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ zu gehören, die man vorzüglich die Seele der guten Gesellschaft nennen möchte. Das Ganze ist ein nobilitierter Roman. Hinten wird alles Farce. Die Freude, daß es nun aus ist, empfindet man am Schluß im vollen Maße. Diese Freude empfand jetzt auch Hardenberg, nachdem er das alles zu Papier gebracht hatte. Das Wetter hatte sich inzwischen so weit gebessert, daß er, um sich von der eben geschlagenen Schlacht zu erholen und sich auf andere Gedanken zu bringen, noch hinausgehen und einen kleinen Spaziergang machen konnte. Goethe ließ ihn aber an diesem Tag nicht mehr so leicht los. Erst als er mit ein paar Blumen wieder am Grab stand, wurde er für eine halbe Stunde glücklich und ganz ruhig. Und die letzten Wellen des geistigen Sturmes verebten in seinem Kopf noch im langen Verlauf des schönen, lauen Abends, den er draußen heiter und immer gelöster in Gesellschaft genoß. Es kamen seltsam unentschiedene Tage, an denen er viel anfang und nichts abschloß, viel schlief, viel sich in den schon bekannten lüsternen Phantasien verlor, viel spazierte. Das Wetter war herrlich. Klare Luft war auch in seinem Kopf. Es kam ein Brief von Schlegel, beigelegt ein Teil der neusten Übersetzungen aus Shakespeare, die Hardenberg mehr als erwartet zu denken gaben. Er las sich tief hinein. Sturm war plötzlich in seinem Kopf, auch draußen hatte es zu stürmen begonnen, ein Frühsommergewitter ging nieder, verzog sich, wurde vom nächsten abgelöst, Wolkenfetzen flogen vorbei, schlossen sich zu einer dunklen Wand zusammen, rissen wieder hell entzwei und ließen eine milde Abendsonne durch. Hardenberg stand hoch aufgerichtet unter diesem aufgerissenen Himmel bei seiner Sophie, Freudenblitze in den Augen, und blies ihr Grab wie Staub vor sich hin. So kam es ihm vor. Jahrhunderte waren Momente, und sie war ihm nah, er glaubte, sie jeden Augenblick aus dem Boden treten zu sehen. Es nachtete ein. Er ging ernüchert nach Hause. Die Mandelsloh war zu Besuch gekommen, ritt aber bald wieder weg. Sie werde ich nun wohl nicht wiedersehen, dachte Hardenberg, als sie gegangen war. Der Entschluß in ihm stand fest. Nur die Methode machte ihm zu schaffen. Und die Vorstellung, Vater und Mutter damit sehr weh zu tun. Es fiel ihm ein, daß er durch seinen Tod der Menschheit eine Treue bis in den Tod vorführe. Ich mache ihr gleichsam eine solche Liebe möglich, dachte er. Und obwohl er sich darüber freuen wollte, überfiel ihn eine große Angst. Es wurde jetzt, da die Tage länger geworden waren, zur Gewohnheit, daß er seine Spaziergänge in den späteren Nachmittag verlegte und regelmäßig seine Abende auf dem Grab verbrachte, wo er meistens sehr nachdenklich, aber merkwürdig ungerührt war. Seit einiger Zeit ängstigten



Späth, Gisela: „Partitur 1“, 2007  
Gouache und Tusche auf Japanpapier, 44 x 57 cm

ihn die Erinnerungen wieder, vor allem die Erinnerung, die er in Wirklichkeit gar nicht hatte, die Erinnerung nicht an die lebende und die tote Sophie, sondern an die sterbende, vor der er davongerannt war. Wie konnte er, der sie nicht hatte gehen sehen, ihr folgen? Würde er den Mut haben, vor dem eigenen Sterben nicht wegzulaufen? - Plötzlich fühlte Hardenberg die Bangigkeit des Todes, ihres Todes, seines Todes, das Einsame seiner Lage, das Entsetzliche des Verlustes. Kopfschmerzen belästigten ihn. War es denn aber ein Verlust, dachte er, ich muß nur immer mehr um ihretwillen leben, alles in meinem Leben in Beziehung zu Sophie bringen. Oder, ergänzte er in Gedanken, in Beziehung zu der Idee, die ich von Sophie habe. Er kehrte auf sein Zimmer zurück, schloß den Schrank auf, besah die Sachen, die er von ihr bekommen hatte, und las vor allem alle seine Briefe wieder, die er ihr geschrieben hatte. Diejenigen, die er von ihr bekommen hatte, legte er beiseite. Bald war ihm besser, er konnte wieder hell denken, der Entschluß war klar. Eigentlich, dachte er, sollte ich auf nichts mehr einen Wert legen, dann ist alles leicht. Bei meinem Entschluß darf ich jetzt nur nicht zu deuteln anfangen, zu vernünfteln. Jeder Vernunftgrund, jede Vorspiegelung auch des Herzens, die ja eigentlich keine Spiegelung des Herzens, sondern eine Spiegelung vor dem Herzen wäre, ist schon Zweifel, Schwanken: Untreue. Indem er diese letzten Gedanken des Tages noch zu Papier brachte, wurde ihm leichter. Leicht ging er zu Bett, leicht schlief er ein. Am nächsten Tag war es in seinem Innern sehr tätig, sehr bewegt. Äußerlich gesehen ging er stundenlang in seinem Zimmer auf und ab oder vor seinem Zimmer auf dem Gang, um nur von Zeit zu Zeit an seinen Schreibtisch zu treten, nicht einmal sich zu setzen, und eine Einzelheit aufzuschreiben, die ihn aber sogleich wieder unwichtig dünkte, weil er über sie hinaus dachte, um wieder bei anderen Einzelheiten hängen und mit ihnen am Schreibtisch für einen kurzen Moment stehen zu bleiben und wieder weiter zu gehen, über sie hinweg, abzuschweifen, hinzuschweifen in Gedanken über die Wiesen nach Grüningen zu ihrem Grab und auch über dieses Grab hinaus zu ihr, und das hieß: auch über sie hinaus. Die Philosophie, schrieb er hin, ist eigentlich Heimweh, Trieb, überall zu Hause zu sein. Ruhe, wußte er, würde er erst da wieder finden, wo er zu Hause war, wo für ihn alles war, wo er in seiner Philosophie aufging, in seiner Liebe zu Sophie, bei ihr, im Tod. Einen Vorgeschmack dieser Ruhe in ihr empfand er, als er endlich gegen Abend von seinem Schreibtisch und seinen Gedanken wegging, aus seinem Zimmer hinaus, über die Wiesen nach Grüningen hin und zu ihr, dem einzigen Ziel der Gedanken, und wieder an ihrem Grab stand, über ihr stand, und sich der Abend und die Nacht über beide senkten. Plötzlich begann er zu singen, klar und hell in die Nacht hinein, während er schon heimwärts schritt. Überall war jetzt Heimat, da, wo er herkam, und da, wo er hinging, je mehr der sinnliche Schmerz nachließ, desto mehr wuchs die geistige Trauer, desto höher stieg eine Art von ruhiger Verzweigung. Die Welt wurde immer fremder. Die Dinge um ihn her immer gleichgültiger. Desto heller wird es jetzt in mir, dachte er bei sich. Über den Entschluß muß ich nicht mehr rasonieren. Ich muß nur versuchen, mein besseres Selbst, meine Idee von mir, gegen den Wechsel der Situationen und Gemütsstimmungen zu behaupten, zum Beispiel nur schon gegen ein Unwetter und die damit in meinem Kopf verbundenen Schmerzen, zum Beispiel auch gegen die noch immer starke Lusternheit nach Leben. Unaufhörlich an mich selber denken und an das, was ich über mich hinaus bin und auf diese Weise immer noch mehr werde: Sophie. Die schönsten und besten wissenschaftlichen und literarischen Aussichten dürfen mich nicht auf dieser Welt zurückhalten. Mein Tod soll Beweis

meines Gefühls für das Höchste sein, echte Aufopferung, nicht Flucht, nicht Not. Es ist offenbar meine Bestimmung, daß ich hier nichts erreichen soll. Ich soll mich in der Blüte von allem trennen. Erst zuletzt das Beste im Altbekanntem kennenlernen. Auch mich selbst. Ich lerne mich jetzt erst kennen und genießen. Eben darum muß ich fort. Grillen? dachte er, als er zu seinem Zimmer die Treppe spät hinaufging. Anderntags traf er Madame krank. Er setzte sich zu ihr, erzählte der Kranken von sich und merkte nicht, daß er ihr mit seinen Theorien, so richtig sie sein mochten, gegenwärtig wenig half. Krankheit, sagte er, sei im Grunde nur ein musikalisches Problem, ein Störung der Schwingungen zwischen den Menschen oder zwischen dem betreffenden Menschen und der Welt, in der er zu leben habe, ein Mißklang in der Harmonie von Geist und Körper, von Mensch und Natur. Jede Krankheit, glaube er, bedeute einen Mangel. Herausfinden, was einem fehlt, das sage man nicht nur so. Die Kranke hörte ihm wohl zu, bald mit offenen, bald mit geschlossenen Augen, endlich schlief sie aber doch ein, während er noch viel von Chemie und Mathematik durcheinanderredete. Er ging zurück auf sein Zimmer und las noch lange in Fichtes „Naturrecht“. Ab und zu dachte er, indem er sich unterbrach, an Sophie, aber wie von weitem und nicht wie gewöhnlich, ohne Begierde, kalt und leidenschaftslos, dann fiel er in die Lektüre zurück. Der Tag war in seinen Augen ein glücklicher Tag. Während er am andern Morgen gerade, wie es ihm schien, im Begriff war, dem Fichteschen Ich auf den Sprung zu kommen, wurde Hardenberg in seinen Studien von einem Boten unterbrochen, der ihm einen Brief von seinem Vater brachte, in welchem jener ihn bat, für eine gewisse Zeit in die Familie zurückzukehren. Hardenberg setzte, ohne zu zögern seine Abreise auf den Donnerstag fest. Dieser Entschluß ließ ihm nur gerade noch zwei Tage in Tennstedt, in ihrer Nähe. Fast war es ihm gleichgültig, er dachte kaum daran. Auch als er abends an ihrem Grabe stand, war er merkwürdig zerstreut, hatte mehr die Philosophie im Kopf als seine Liebe zu Sophie, er trauerte ihr nicht nach, obwohl der Entschluß in ihm feststand wie immer. Unfruchtbar war ihm der Tag nicht vorbeigegangen, aber empfindungslos. Auf dem Heimweg kehrte er noch ein und traf dabei auf den Gerichtsmediziner aus der Kreisstadt, den er nach Sophies Ende kennengelernt hatte. Er erkundigte sich nach dem Befinden, und Hardenberg sagte, daß es ihm gut gehe, und fragte seinerseits, was den Mediziner in die Gegend führe. Ein schwieriger Fall, sagte dieser und führte bei einem gemeinsamen Glas Wein weiter aus, wie schwierig, ja fast unmöglich es sei, beim gegenwärtigen Stand der Wissenschaft, festzustellen, ob jemand an Pflanzengift gestorben sei. Am Mittwoch wollte Hardenberg ein letztes Mal das Grab besuchen. Er packte schon für den nächsten Tag und ging dann früh am Nachmittag hinaus. Das Wetter war schön, er selber sehr heiter. Als er auf den Friedhof kam, fand er Leute bei Sophies Grab. Er ging also vorbei und wieder zurück. Und mitten in der Stille des Landes war er jetzt doch plötzlich noch einmal bei ihr in Gedanken. Gerührt beschwor er, auf seinem Weg rückwärts schauend, noch einmal seinen Entschluß. Dann ging er, ohne sich nochmals umzuwenden, weiter und zu Hause gleich zu Bett. Am Donnerstag brach man früh auf. Der Amtmann fuhr, auf den dringlichen Wunsch der Madame, ein Stück mit. In Sachsenburg begegneten sie Leuten, die einen ertrunkenen Mann dahergetragen brachten. In Artern, nach dem Essen, trennten sie sich. Der Amtmann fuhr zurück, Hardenberg zog alleine weiter und kam gegen Abend, nachdem er unterwegs noch da und dort zu einem kurzen Wiedersehensbesuch abgestiegen war, in



Wiederstedt im elterlichen Gutshof an, wo er alle sehr vergnügt und wohlbehalten antraf und vor allem mit der Mutter und den Schwestern noch einige Stunden in die Nacht hinein schwatzte. Nachdem diese zu Bett gegangen waren, blieb er noch etwas bei dem stilleren Vater sitzen, ehe er selber in sein Zimmer hinaufging, das das Zimmer seiner Kinderzeit war. Während er sich entkleidete, überraschte er sich bei dem Gedanken, daß er wohl leichter werde Abschied nehmen können, als er gedacht hatte, daß die Menschen einander immer sehr viel unentbehrlicher scheinen, als sie es in Wirklichkeit sind, und daß, kurz, sein Verschwinden von der Welt keinen solchen Eindruck machen würde, wie er es sich vorgestellt hatte, bevor er seinen Eltern jetzt gegenüberstand. Er war freudig aufgenommen worden, aber nicht so freudig, wie er sich das gedacht hatte. Sie hatten ihn herbeigerufen; jetzt, da er da war, schienen sie auch sehr gut ohne ihn auszukommen. Nur die Schwestern mussten ihn vielleicht entbehren lernen. Enttäuscht und einsam stieg Hardenberg in das Bett, in dem er sich einst so geborgen gefühlt hatte und jetzt plötzlich, gegen alle Erwartung, so fremd fühlte. Er erwachte mit plötzlich wieder großen Zweifeln an seiner Sache. Wenn man ihn nicht vermißte, was für einen Sinn hatte es dann zu gehen? Er wollte doch der Welt etwas zeigen, und vornehmlich denen in ihr, die ihn kannten und denen er am nächsten stand. Aber das waren nur wieder Ausflüchte seines Verstandes, der das Herz fernzuhalten suchte von dem Herzen, zu dem es hin wollte. Wer den Schmerz flieht, dachte er, will nicht mehr lieben. Der Liebende muß die Lücke ewig fühlen, die Wunde, die ihm durch den Tod des Geliebten geschlagen wurde, immer offen halten, die Kruste, die sich darüber ziehen will, immer wieder auf-, das Gras, das über alles wachsen will, immer und immer wieder ausreißen. Er steigerte sich in die Vorstellung seines ewigen Schmerzes hinein, gewaltsam wollte er ihn festhalten, die wehmütige Erinnerung in sich einschließen, diese mutige Sehnsucht, wie er sie für sich nannte, seinen Entschluß und vor allem den felsenfesten Glauben, daß er ohne Sophie nichts sei, mit ihr und bei ihr aber alles. In Gedanken nahm er die Stunde vorweg, in der man um ihn als ein sichtbares Zeichen herumstehen und nach dem Sinn fragen würde des Sterbens und vor allem seines speziellen, jungen, unerklärlichen Sterbens. Er lächelte still darüber. Als er aber später am Tag mit seinen Eltern zusammensaß und der Vater von seinem toten Bruder Erasmus erzählte, erschrak er doch und war selber gerührt. Den Nachmittag verbrachte er im Holz und auf dem Feld, um seinem Vater bei der Arbeit zu helfen. Auch hier fühlte er sich unaussprechlich einsam, die Natur umgab ihn als die Heimat des Lebendigen wie eine große, leere Wüste, aus der er sich, während er in ihr stand, schon in der Ferne fortgehen sah, in den kühlen Abendhimmel hinein. Ihm war da, wo alles lebte, alles ausgestorben, er selber, absterbend, hatte keine Wurzeln mehr in dieser warmen Erde. Aber er wollte sich gegen solche schwermütig und traurig machende Wahnvorstellungen wehren, nicht phantasieren, nicht dämonisieren. Fröhlich wie ein junger Dichter, wollte er sterben, und mit heiterem Gemüt. Nicht daß man nachher sagte, es sei der Wahnsinn gewesen. Die nächsten Tage war er viel mit dem Vater, aber während er mit ihm Hand an die Erde legte, sehnte er sich ununterbrochen nach Alleinsein und Fortkommen. Sie ist gestorben so sterbe ich auch, die Welt ist öde, versuchte er einmal dem Vater zu sagen. Aber der Vater wußte nicht, wovon er redete. Hardenberg ließ nicht ab. Wer sie ausschließt, sagte er, schließt mich aus. Der Vater sah von der Arbeit auf. Wen ausschließt? fragte er, wovon redest du denn? Die verewigte Sophie, sagte Hardenberg, ich spreche immer von ihr. Sie ist alles. Der Vater verstand ihn nicht,

und Hardenberg fühlte sich hier gänzlich verloren. Ohne Erklärung ließ er den Vater stehen und ging vom Feld ins Städtchen zurück. Er sah bei seinem Freund Landvoigt vorbei und forderte ihn auf, mit ihm zu kommen. Den ganzen Nachmittag gingen sie bei schwülem, zwischen Sturm und Sonne wechselndem Wetter über das Land. Der schöne Weg durch das Tal erhitze und langweilte Hardenberg bald. Nach einer kurzen Ruhe und Erfrischung wollte er aber weiter, den Hang hinauf, auf den herrlichen Roßtrapp. Er wollte auch oben nicht bleiben und stürmte, seinem Freund voran, sogleich wieder den Berg hinunter. Der Weg schlug ihm in die Beine, in Ballenstedt machte er Halt. Sie nahmen sich ein Zimmer für die Nacht und brachten vorher einen ruhigen Abend im Garten zu. Am andern Tage gingen sie früh nach Wiederstedt zurück. Unterwegs sprachen sie viel von Philosophie. In Quenstedt stießen der Pastor und seine Frau zu ihnen. Von da an wurde Hardenberg das Gehen sehr schwer, und als sie gegen Mittag endlich in Wiederstedt eintrafen, tat ihm auch der Hals vom vielen Reden weh. Trotzdem verbrachte er auch den Nachmittag in Gesellschaft im elterlichen Garten. Gegen Abend zog sich ein Gewitter zusammen, das aber nicht ausbrach. Trotzdem waren die meisten gegangen, und Hardenberg unterhielt sich jetzt ruhig mit den Eltern über seine Situation. Sein Vater wünschte, daß er in seine Salinendirektion nächstens eintrete, und auch Hardenberg selber versprach sich davon sehr viel Nutzen für seine naturphilosophischen Studien, welche fortzusetzen es ihn wieder stark reizte. Überdies spürte er eine seltsame innere Verpflichtung, seinen Eltern jetzt nicht zu widersprechen. Ein paar Tropfen fielen. Man räumte alles hinein. Nach dem Essen wurde aus Weißenfels ein Brief von Schlegel abgegeben, der Hardenbergs Denktätigkeit sofort in Gang brachte. Er schrieb viel auf, auch viel Gutes, wie ihm schien, dann nahm er Schlegels „Griechen“ zur Hand, später Schellings „Ich“, und immer wieder führten ihn die Gedanken seiner Freunde zu eigenen, ihm näher liegenden. Endlich versenkte er sich in den „Hamlet“, bis ihm plötzlich einfiel, daß er auf dem Kanapee sitze, auf dem vor kurzer Zeit, in seiner Abwesenheit, sein Bruder Erasmus auf das Ende gewartet hatte. Die Vorstellung, auf dem Platz des Toten zu sitzen, griff ihn an. Sophie kam ihm in den Sinn. Er stand auf, packte seine Schreibsachen zusammen und ging auf sein Zimmer. Aber die Erinnerung ließ ihn lange nicht schlafen. Sie vermischte sich mit lusternen Phantasien. Es kam zur Explosion. Dann schlief er ein. Am Sonntag erwachte er mit dumpfem Kopf, blieb lang in den Morgen hinein liegen. Dann stand er auf, gerade rechtzeitig zum Mittagessen, bei dem er ziemlich abwesend war. Nach Tisch war ihm übel. Er hatte wieder zu viel gegessen und mußte sich ein paar Stunden hinlegen. Das Wetter war launisch, klarte aber gegen Abend auf, als ihn sein Freund Langermann mit seinem Besuch überraschte. Sie nahmen zusammen Abendbrot im nahe gelegenen Gasthaus. Plötzlich begann Hardenberg sehr lange und ernst über den Selbstmord zu sprechen, über seine verschiedenen Spielarten, und daß er in manchen Fällen kein Eingriff in die Natur sei oder gar ein Einem-höheren-Willen-Vorgreifen, sondern eine Art Krankheit wie jede andere Krankheit, die zum Tod führe. Es fehle einem etwas, und man hoffe, es im Tod zu finden oder wiederzufinden. Langermann verstand nicht und lenkte ab. Aber Hardenberg wollte jetzt gehen. Er entschuldigte sich, obschon es noch früh war. Ich will, sagte er, morgen schon früh weg nach Kösen, um allein zu sein. Die Menschen passen nicht mehr zu mir, so wie ich nicht mehr zu den Menschen passe. Er ließ Langermann ratlos zurück. Drüben traf er noch auf der Treppe die Eltern, von denen er sich ohne weitere Erklärung verabschiedete. Am 25. März 1801 starb Hardenberg an den Folgen eines Blutsturzes.

Herstellung:  
Hirsch Printmedien, Bretten  
Satz: Markus Jäger  
[www.dreischaeetze.de](http://www.dreischaeetze.de)



